

Oliver König

Geben und Nehmen

Soziologische Anmerkungen zu einem psychotherapeutischen Konzept

Aus: Familiendynamik 1997, H. 2, S. 200-223

(Die Seitenzahlen der Originalveröffentlichung sind mit /200/ im Text vermerkt)

Übersicht:

Aus soziologischer Sicht stellt sich der in den letzten Jahren bekannt gewordene psychotherapeutische Ansatz Bert Hellingers, der u.a. an die kontextuelle Therapie von Boszormenyi-Nagy anschließt, als Austauschtheorie dar. Die zugrundeliegenden Annahmen spielen eine zentrale Rolle in den Arbeiten der Ethnologen bzw. Soziologen Marcel Mauss und Claude Lévy-Strauss, sowie dem mikrosoziologischen Ansatz von George C. Homans sowie den daran anschließenden Rational-Choice Theorien. Beide Varianten von Austauschtheorien sind in der Soziologie sowohl auf das Generationen- wie auf das Geschlechterverhältnis angewandt worden. Zum Abschluss werden die Überlegungen von Hellinger auf dem Hintergrund der dargestellten soziologischen Beiträge interpretiert.

„Alles kommt und geht, als gäbe es einen immerwährenden Austausch einer Sachen und Menschen umfassenden geistigen Materie zwischen den Clans und den Individuen, den Rängen, Geschlechtern und Generationen. ...

So gibt es in der ganzen menschlichen Entwicklung nur eine Weisheit. Wir täten also gut daran, zum Prinzip unseres Lebens zu nehmen, was schon immer ein Prinzip war und es immer sein wird: aus sich herausgehen, Gaben geben, freiwillig und obligatorisch; darin liegt keinerlei Gefahr eines Irrtums“ (Marcel Mauss, Die Gabe, 1975, zuerst 1925, S. 29 und 129).

„Das Bedürfnis nach Ausgleich von Geben und Nehmen macht den Austausch in menschlichen Systemen möglich. Dieses Wechselspiel wird durch Nehmen und Geben in Gang gesetzt und gehalten und durch das allen Mitgliedern eines Systems gemeinsame Bedürfnis nach einem Gerechtigkeitsausgleich reguliert. Sobald ein Ausgleich erreicht ist, kann eine Beziehung zu Ende gehen. Das geschieht zum Beispiel, wenn man genau dasselbe zurückgibt, was man bekommen hat, oder sie kann durch erneutes Geben und Nehmen wieder aufgenommen und fortgesetzt werden“ (Bert Hellinger, in: Gunthard Weber Hg., Zweierlei Glück, 1993, S. 18).

/201/ Zwei Bemerkungen von zwei Autoren, deren Welten weit auseinander liegen, und die doch in bemerkenswerter Weise einen ähnlichen Gedankengang formulieren und ihn ins Zentrum ihres Denkens stellen. Einmal der französische Soziologe, Ethnologe und Psychologe Marcel Mauss (1872-1950), Schüler und Neffe Emil Durkheims (1858-1917), Vorläufer des Strukturalismus, wie er später von Claude Lévi-Strauss (1908) geformt wurde. Zum anderen der ehemalige Ordensmann, Gruppendynamiker und Psychotherapeut Bert Hellinger (1925), der seit einigen Jahren mit seinen Seminaren, Büchern, Vorträgen und Großgruppenveranstaltungen vor allem bei Psychotherapeuten, aber auch darüber hinaus ungewöhnliche Aufmerksamkeit hervorruft.

Es ist offen, ob Hellinger, der sich in seinen Äußerungen insgesamt eher theorie-skeptisch gibt, die Arbeiten von Mauss kennt. Dabei bezieht er sich durchaus explizit auf seine Erfahrungen als Missionar bei den Zulus Südafrikas (Hellinger 1994, S. 509), d.h. auf eine vorindustrielle Gesellschaft, deren

Erforschung Mauss den größeren Teil seiner Arbeit gewidmet hat. Manche von Hellingers Ansichten erscheinen auf den ersten Blick als traditionell-konservativ und der Welt des 19. Jahrhunderts bzw. einer vormodernen Welt entnommen. Auch die Arbeiten von Mauss, so sein oben zitierter klassischer Aufsatz über „die Gabe“ von 1925, beschäftigen sich zentral mit den vorindustriellen, segmentären Gesellschaften, deren zentrale Differenzierungsprinzipien Verwandtschafts-, Alters- und Geschlechtsklassen sind. Und zugleich geht es Mauss um mehr als das Studium dieser segmentären Gesellschaften, denn „ein großer Teil unserer Moral und unseres Lebens schlechthin verharrt noch immer in jener Atmosphäre der Verpflichtung und Freiheit zur Gabe. Zum Glück ist noch nicht alles ausschließlich in Begriffen des Kaufs und Verkaufs klassifiziert“ (Mauss 1975, S. 123). Mit dieser Wendung zeigt sich uns Mauss als Moralist, damit ganz in der Tradition von Durkheim stehend (R. König 1972, 1976).

Die Funktion von Gaben ist nach Mauss ein Beispiel für „totale gesellschaftliche Tatsachen“ (Mauss 1975, S. 137), in denen sich juristische, ökonomische, politische, familiäre, religiöse, moralische, ästhetische und morphologische Phänomene vereinen (S. 138). Und er sieht diese „primitive“ gesellschaftliche Institution auch noch an der Basis des modernen Lebens wirksam. Hier kommt die Familie, bzw. der Familienverband ins Spiel als der Ort, an dem die „Vertragsförmigkeit der Beziehungen“, wie sie in modernen Industriegesellschaften gelten, auf eine „kollektive Gemeinschaftlichkeit“ (Beck 1986, S. 178) treffen, die institutionell eben durch jene Mechanismen abgesichert ist, wie sie /202/ Mauss beschrieben hat. Die Diskussion über diese zwei potentiell in Widerspruch geratenen Modi der Vergesellschaftung durchzieht die Soziologie von ihren Anfängen an, im ausgehenden 19. Jahrhundert als Gegenüberstellung von „Gemeinschaft und Gesellschaft“ (Ferdinand Tönnies), heute z.B. als Unterscheidung von System und Lebenswelt (Jürgen Habermas).

Der Modernisierungstheoretiker Ulrich Beck analysiert die aus diesem Zusammentreffen entstehenden „Widersprüche einer im Grundriss der Industriegesellschaft halbierten Moderne“ u. a. an der geschlechtsspezifischen Halbierung in „lebenslange Hausarbeit“ für die Frauen, sowie „arbeitsförmige Existenzführung“ für die Männer, die durch die zunehmende Freisetzung vor allem der Frauen aus der traditionellen Rollenzuschreibung in Bewegung gerate, mit entsprechenden Auswirkungen auf die (Un)Möglichkeit von Familie. Demgegenüber lässt sich Hellinger als Anwalt jener institutionellen, kulturellen und dynamischen Kräfte verstehen, die zwar nicht unabhängig von diesen gesellschaftlichen Veränderungen, aber doch „quer“ zu ihnen über die Generationen weitergereicht werden und im Untergrund der Familien-Sippe wirken, und deren Missachtung Unglück für den Einzelnen bzw. eine ganze Familie herbeiführen können.

Die Idee des Austausches und des Ausgleiches von Geben und Nehmen, bzw. der Reziprozität, liegt diesen ansonsten sehr verschiedenen Ansätzen gemeinsam zugrunde. Reziprozität kann als ein System von Haltungen oder Gruppenvorstellungen gekennzeichnet werden, als wechselseitiger Austausch von Wohltaten und Befriedigungen, oder als eine generalisierte moralische Norm (Gouldner 1984, S. 95). Als Norm besagt sie: „Man soll denen helfen, die einem helfen, und 2. Man soll jene nicht verletzen, die einem geholfen haben“ (S. 118). Der amerikanische Soziologe Gouldner sieht, wie viele Autoren vor und nach ihm, die Reziprozität von Austauschbeziehungen als wesentlich an für die Stabilität eines sozialen Systems. Er geht aber noch darüber hinaus mit der Annahme, „dass die Reziprozitätsnorm ein kaum weniger allgemeines und kaum weniger wichtiges Element der Kultur ist als das Inzesttabu“.

Daran schließt sich ein zentraler Streitpunkt in der Soziologie an. Stellt sich Reziprozität als ungeplante Wirkung intentionaler Handlungen quasi von alleine her, oder bedarf sie zu ihrer Durchsetzung der Unterstützung durch normative Systeme? Und welche Einfluss haben Machtbeziehungen hierauf? Dahinter steht weiter die (theoretische) Frage, welchen Stellenwert man insgesamt bei der Beschreibung und /203/ Erklärung sozialen Verhaltens dem Einfluss von Normen einräumt, hier gemeint als eine weitgehend implizit und unbewusst wirkende kulturelle Hegemonie eines normativen Zentrums, auf das hin sich alles Verhalten ausrichtet, und dies durchaus auch noch in der Abweichung. Dieses Problem findet sich wieder in Hellingers Begriff der „Ordnung“, als „die Regeln, die das Zusammenleben einer Gruppe in feste Bahnen lenken. In allen länger dauernden Beziehungen entwickeln sich gemeinsame Normen, Riten, Überzeugungen und Tabus, die dann für alle verbindlich werden. So wird aus Beziehungen ein System mit Ordnung und Struktur“ (Hellinger in G. Weber 1993, S. 35).

Immer wieder erstaunt bei Hellinger die Verwandtschaft seiner Gedanken zu soziologischen und (kultur)anthropologischen Konzepten, was bei ihm selber allerdings nicht expliziert und durch den häufig apodiktischen Stil seiner Schriften noch zusätzlich verdeckt wird. Im Folgenden möchte ich die Hauptlinien dieser Verwandtschaft anhand des soziologischen Materials herausarbeiten, um dann zum Abschluss nochmals auf die Arbeit von Hellinger einzugehen.

1. Gaben, Verpflichtungen, Gegenseitigkeit: Marcel Mauss und Claude Lévi-Strauss

Mauss bezog sich in seinen Arbeiten auf die Untersuchungen anderer Ethnologen, so z.B. die berühmten Arbeiten von Malinowski (1984) über den Potlatsch auf den Trobiant-Inseln. Gegenstand seiner Arbeit ist der Tausch von Gütern, manchmal auch von Personen, der zwischen zwei oder mehr Parteien erfolgt, im letzteren Fall als ein Kreislauf. Dieser Kreislauf zwischen Clans und Familienverbänden fundiert ein Vertragsverhältnis, mit dem vor allem die exogamen Heiratsregeln in Gang gebracht und gehalten werden, die aber auch bei anderen Übergangsritualen eine Rolle spielen, z.B. bei Geburt, Beschneidung, Pubertät, Krankheit oder Tod. Die Gabe ist als Teil dieser Rituale Verpflichtung und sorgt zugleich für den sozialen Zusammenhalt. Mit der Übermittlung von Gaben wird eine rechtliche Bindung geschaffen, geht doch aus ihr die Verpflichtung zur Gegengabe hervor. Zugleich wird auch eine „Seelen-Bindung“ (Mauss 1975, S. 26) geschaffen, „denn die Sache selbst hat eine Seele, ist Seele. Woraus folgt, dass etwas geben soviel heißt, wie etwas von sich selbst geben“ (ebd.). Der Empfänger ist zur Annahme der Gabe verpflichtet, eine Zurückweisung würde als entwürdigende und feindselige Handlung angesehen. Zugleich entsteht /204/ mit der Gabe ein Ungleichgewicht, das sich als Macht des Gebers über den Empfänger darstellt. Der Pflicht zu geben und der Pflicht zu nehmen folgt die Pflicht, die Gabe zu erwidern, womit der Kreislauf geschlossen ist und ein neuer beginnt.

Diesen Kreislauf von Gaben und Verpflichtungen verfolgt Mauss anhand seines Materials in diversen „primitiven“ Kulturen und in den indoeuropäischen Rechtsordnungen, die zugleich den Übergang markieren von der „totalen Leistung“ der Gabe zum Individualvertrag moderner Form. In diesem Übergang verändert sich das Motiv zur Gabe. Während es in der frühen Form Verpflichtung und Freiheit zugleich ist, da es sich in einen als natürlich gedachten Kreislauf von Gaben, Menschen und Göttern einfügt, so schiebt sich nun zunehmend das individuelle, von den Regeln des Geldkreislaufes beeinflusste Interesse in den Vordergrund. Der daraus hervorgehende „homo oeconomicus“ kalkuliert in seiner Extremform nur noch nach individuellem Nutzen. Mauss hält diese Form der Rationalität längst nicht für so durchgesetzt, wie es andere moderne Theoretiker annehmen würden. Vielmehr blieben Austausch und Gegenseitigkeit unabdingbar für eine friedliche Basis der Gesellschaft und für das „Gemeinschaftsleben“ (S. 142), eine Feststellung, die zwischen Analyse und moralischer Setzung angesiedelt ist (zur Kritik der Entgegensetzung von Reziprozitätsnorm und individuellem Nutzen vgl. Bourdieu 1993).

Beherrschende Frage der damaligen Ethnologie sei die nach dem Verhältnis von Gruppe und Individuum gewesen, bzw. nach den Mechanismen, „durch welche die Gruppe die Individuen nach ihrem Bilde modelliert“, so Lévi-Strauss in einer Einleitung zum Werk von Mauss (1974, S. 9). „Die totale soziale Tatsache stellt sich also als dreidimensional dar. Sie muss die eigentlich soziologische Dimension mit ihren vielfältigen synchronischen Aspekten, die historische und diachronische Dimension und die physio-psychologische Dimension zur Koinzidenz bringen“ (S. 20). Um einen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ebenen (Soziales, Psychisches, Physiologisches) zu konstruieren, bediente sich Mauss der Annahme eines kollektiven, unbewussten oder symbolischen Hintergrundes, über den sich soziale Vorstellungen mit individuellen Dispositionen und physiologischen Prozessen verbanden. Eine solche Tiefenstruktur als kulturelle Grammatik von Sprache und Gefühlen, fand Mauss einerseits in den Vorstellungen der Psychoanalyse, andererseits in der Linguistik.

Lévi-Strauss, von dem man am ehesten sagen könnte, dass er das Werk von Mauss fortgeführt hat, erforschte diese Tiefenstruktur in den /205/ (sprachlichen) Formen der Mythen und, für unseren Zusammenhang besonders relevant, in den Heiratsregeln und den damit verbundenen Regeln des Austausches. Seine Arbeit lief auf die Annahme von universalen geistigen Strukturen hinaus, über die ein sozialer Zusammenhang, d.h. Kultur im Unterschied zur Natur, überhaupt erst konstituiert werden

kann. Es ist dies „die Notwendigkeit der Regel als Regel; der Begriff der Gegenseitigkeit, der als die unmittelbarste Form betrachtet werden kann, in die sich der Gegensatz zwischen dem Selbst und den Anderen integrieren lässt; und schließlich der synthetische Charakter der Gabe, d.h. die Tatsache, dass die freiwillige Übertragung eines Wertgegenstandes von einem Individuum auf ein anderes diese Individuen in Partner verwandelt und dem übertragenen Wertgegenstand eine neue Qualität hinzufügt“ (Lévi-Strauss 1993, S. 148).

Diese „Universalien“ sind logisch auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt. So ist die Vorstellung, dass der Übergang von Natur zur Kultur durch die Existenz von Regeln markiert sei, von allgemeinerer Natur als Aussagen über Form und Inhalt der Regel (Reziprozität und Gaben). Ersteres bezeichnet die grundlegende soziologische Vorstellung, dass soziales Verhalten *per se* geregelt ist, d.h. dass es kein unregelmäßiges Verhalten, Denken oder Fühlen gibt. „Während die Natur die Allianz dem Zufall und der Willkür überlässt, kann die Kultur nicht umhin, dort eine wie immer geartete Ordnung einzuführen, wo keine herrscht. Die wesentliche Rolle der Kultur besteht darin, die Existenz der Gruppe als Gruppe zu sichern und folglich – in diesem Bereich wie in allen anderen – den Zufall durch Organisation zu ersetzen“ (S. 81).

Auf einer anderen Ebene angesiedelt sind Form und Inhalt der Regel, die immer nur in je spezifischer Gestalt auftauchen können. So wie schon Mauss bezieht sich auch Lévi-Strauss in seinen Analysen fast ausschließlich auf segmentäre Gesellschaften, glaubt aber ebenso wie dieser, „dass Europa in seinem gegenwärtigen Zustand oder in einer noch jungen Vergangenheit eine Gesamtheit von strukturalen Merkmalen aufweist oder aufgewiesen hat, die alle dem unterstehen, was wir den verallgemeinerten Tausch nannten“ (1993, S. 632). Keiner von beiden hat die Implikationen dieser Annahme ausgeführt und die zunehmende Abkoppelung der Soziologie von der Ethnologie hat dafür gesorgt, dass die Analysen von Mauss und Lévi-Strauss in der Soziologie insgesamt und der Familiensoziologie im besonderen eine nur untergeordnete Rolle gespielt haben. Die Suche nach Universalien kennzeichnet Lévi-Strauss zudem eher als Ethnologen bzw. Anthropologen denn als Soziologen. Sein strukturalistischer Ansatz zählt zu den „objektivistischen“ /206/ Theorien bzw. Makrotheorien, die dem Spielraum des Individuums, bzw. seiner aktiven Rolle bei der Schaffung, Gestaltung und (Re-)Interpretation der strukturalen Regeln des sozialen Zusammenlebens wenig Aufmerksamkeit gewidmet haben.

2. Kosten, Nutzen, Maximierung: George Caspar Homans und Rational-Choice-Theorien

Der zweite Strang von Austauschtheorien, den es hier zu betrachten gilt, entstammt einer Theorietradition, die das Individuum ins Zentrum setzt und insofern zu den „subjektivistischen“ Theorien, bzw. Mikrotheorien zu zählen ist. Aussagen über soziale Tatbestände sind demnach rückführbar auf Aussagen über einzelne Akteure, ihre Bedürfnisse, Motive und intentionalen Handlungen (Treibel S. 88ff.). Damit grenzen sich diese Theorien explizit gegen Makrotheorien ab. Individuelles Verhalten wird auf dem Hintergrund von Kosten-Nutzen-Rechnungen erklärt, und es wird angenommen, dass der einzelne Akteur sein Verhalten auf eine Nutzenmaximierung hin auslegt. Nicht der Erhalt einer Gruppe bzw. eines gesellschaftlichen Zusammenhangs oder die Wirkung einer Norm steht im Zentrum der Überlegung, sondern allein der individuelle Nutzen.

Historisch findet diese Sicht ihre Wurzeln in der sozialphilosophischen Lehre des Utilitarismus, der ökonomisch und zugleich moralisch argumentierte in der Annahme, dass größtmöglicher Nutzen des Einzelnen quasi automatisch zu Fortschritt für die Gesellschaft als ganzer führe. Hinzu treten die Grundannahmen des Behaviorismus und der daraus hervorgegangenen Lerntheorie. Als soziologische Theorie ausformuliert wurde dieser Ansatz durch George Caspar Homans (1910-1989), der damit einen expliziten Gegenpol gegen die strukturfunktionalistische Systemtheorie Talcott Parsons (1902-1972) setzen wollte. Zwar war die Vorstellung eines rationalen Akteurs nicht neu, aber in keiner der soziologischen „Großtheorien“ war er derart an prominenter Stelle gesetzt. Ihre verschiedenen Varianten umfassen sozialpsychologisch geprägte Austausch-, Ressourcen- oder Entscheidungstheorien, die sich in der Familiensoziologie (z.B. Nye 1979) mit ehelicher Machtverteilung, und Partnerwahl beschäftigten oder in ihrer ökonomischen Variante den familiären Haushalt und Fertilität in den Mittelpunkt stellten.

Homans blieb insofern noch an die Gedanken von Mauss angekoppelt, auf den er sich im Kapitel über „Gleichheit“ bezieht (1961, S. 318), als /207/ auch er an Problemen der (Verteilungs-)Gerechtigkeit und des Gleichgewichts (in Gruppen) interessiert war. Für ihn entstand dies aber aus dem Verhalten einzelner Akteure, die dazu neigen, Verhaltensweisen zu wiederholen, die sich in der Vergangenheit als nützlich erwiesen hatten. Er erkannte zwar an, dass sie dabei durch (kulturelle) Normen beeinflusst wurden, sah diese Normen aber selber wieder als Resultat sozialer Interaktionen an und damit als Daten, die in eine Kosten-Nutzen-Rechnung einfließen. Die Annahme einer *eigenständigen* Existenz sozialer Normensysteme oder gar universeller Strukturen wurde abgelehnt.

Mit der Abwendung von akteurslosen Makrotheorien ging aufgrund der starken Anlehnung an den Behaviorismus eine Abkoppelung von psychoanalytischen und sozialpsychiatrischen Ansätzen einher. Vor allem die Psychoanalyse formulierte auf der Ebene des Psychischen analoge Universalien wie die Strukturtheorien (z.B. Trieb, Über-Ich, Ödipuskomplex), wobei das Über-Ich als psychische Instanz konstruiert war, über die normative (soziale, gesellschaftliche) Strukturen „verinnerlicht“ wurden. Im Verständnis der individualistischen Austauschtheoretiker gab es für den sozialen Akteur quasi kein „oben“ und kein „unten“ mehr. Weder wurde er von überindividuellen (normativen) noch von inneren (unbewussten) Strukturen gesteuert.

Mit der zunehmenden Ausdifferenzierung der Theorie wurden jedoch, ähnlich wie bei der „kognitiven Wende“ in der Verhaltenstherapie, Residuen dieser „Instanzen“ wieder eingeführt (Burkhardt 1994), z.B. einengende Bedingungen (constraints), Handlungsselbstverständlichkeiten (habits), Handlungsrahmen (frames), Präferenzen (desires), kognitive Annahmen (beliefs). Neuere Ansätze dieser Richtung werden als „Rational-Choice-Theorien“ bezeichnet. Als Grundannahme gilt aber auch hier: „Wenn Menschen rational handeln, dann dadurch, dass sie diejenigen Handlungen durchführen, die ihnen den größten Nutzen (Gewinn) verschaffen. Sie stützen sich bei ihrer Wahl für eine Handlungsalternative auf empirische Informationen (z.B. über Handlungsfolgen) und sind sich über ihre Wünsche, Präferenzen, Ziele etc. im Klaren“ (Burkhardt 1994, S. 54). Zwei Streitpunkte, so Burkhardt, schließen hier unmittelbar an: Ist dies eine empirische Beschreibung oder eine normative Setzung? D.h. müssen die Akteure Rationalität erst lernen – z.B. in Beratung und Therapie? Und: Bezieht sich die Rationalität auf die Mittel, auf die Ziele oder auf beides? /208/

3. Reziprozität und Gerechtigkeit: Ivan Boszormenyi-Nagy

Die therapeutischen Überlegungen und Konzepte über „Geben“ und „Nehmen“ sind von ihrer Struktur her ebenfalls Austauschtheorien und vereinen dabei Anteile sowohl der strukturalistischen wie der individualistischen Tradition. Bahnbrechend hierfür sind die Arbeiten von Ivan Boszormenyi-Nagy, die unter dem Label „kontextuelle Therapie“ bekannt geworden sind, und an die auch Hellinger anschließt und sich zugleich abgrenzt (1994, S. 511). Boszormenyi-Nagy¹ [1] formuliert eine Gruppentheorie der Familie bzw. eines „Mehrpersonensystems“ (Boszormenyi-Nagy, Spark 1981, S. 146), die Strukturannahmen mit Annahmen über individuelles Verhalten verbindet. „Wir sind der Ansicht, dass Gesundheit wie Krankheit im Familienverband bestimmt werden erstens durch die Gesetze, welche die Beziehungen in einem Mehrpersonen-System beherrschen, zweitens durch die psychischen Merkmale der einzelnen Mitglieder des Systems (also durch deren 'psychische Struktur') und drittens durch das Ineinanderwirken dieser beiden systemgestaltenden Bereiche“ (S. 20). Diese synchrone Sichtweise wird ergänzt durch eine diachrone historische Sichtweise in der Idee einer generationsübergreifenden „Schuld- und Verdienstbuchführung“. Am Grunde der sozialen Gruppe bzw. des sozialen Systems „Familie“ sieht er ein Netz, bzw. eine Hierarchie von Verpflichtungen wirksam, die historisch weit zurückgreifen

¹ In dem von Fritz B. Simon und Helm Stierlin herausgegebenen Handbuch „Die Sprache der Familientherapie“ (1984) habe ich die Zitationen im Namensregister für die meistgenannten Autoren ausgezählt. In Führung liegt Bateson (88), es folgen Watzlawick (68), Stierlin (64), Boszormenyi-Nagy (55), Jackson (52), Weakland (49), Minuchin (37), Wynne (34), Selvini Palazzoli (33), Simon (29). Die vordere Position von Boszormenyi-Nagy mag damit zu tun haben, dass dieser Stierlin im Vorwort zu „Unsichtbare Bindungen“ explizit erwähnt und Stierlins Arbeiten seinen Konzepten sehr verbunden sind. Doch könnte dies darüber hinaus auch dafür sprechen, dass der konstruktivistisch orientierte Heidelberger Ansatz in der „Tiefe“ einem Gerechtigkeitskonzept verpflichtet ist, dies aber, außer bei Stierlin, nicht ausformuliert wird. Dies würde es plausibel machen, dass Hellinger, bei aller Gegensätzlichkeit zum Konstruktivismus der „Heidelberger Schule“, dort angebunden ist.

und auf Ausgleich drängen. Gesellschaften ebenso wie Familien führen ein „unsichtbares Hauptbuch“, in dem Verdienste, Schulden und Schuld festgehalten werden. Die Notwendigkeit der Gegenseitigkeit des Austausches stellt sich ihm als Problem der Gerechtigkeit dar, das in der Tiefendimension von Familienbeziehungen bzw. sozialen Beziehungen allgemein wirksam sei. Kommt es aus irgendwelchen Gründen nicht zu einem gerechten Ausgleich bzw. wird /209/ er von den Beteiligten verweigert, so kann dies bei den Akteuren selbst oder einem anderen Mitglied des Mehrpersonensystems zu (selbst-)destruktiven Formen des Ausgleichs führen. Gerechtigkeit wird dabei von Boszormenyi-Nagy nicht als „objektive“ Größe gesehen, sondern als Resultat eines Aushandlungsprozesses zwischen rivalisierenden individuellen Gerechtigkeitsvorstellungen. „Solch ein geheimer Konsens über die Grundsätze subjektiver Gerechtigkeit, das heißt, wie man jedem das Seine zumessen solle, bildet die Grundlage der 'objektiven' kritischen Buchhaltung einer Gruppe“ (S. 123). Was bei Mauss durch den kollektiven kulturellen Hintergrund abgesichert wird, bei Lévi-Strauss durch die Universalien von Regel, Verpflichtung und Gabe, das ist bei Boszormenyi-Nagy die kulturelle Hegemonie von Gerechtigkeitsbuchführungen.

Boszormenyi-Nagy steht zwar in der Tradition der Psychoanalyse, grenzt sich aber durch einen handlungsbetonten Ansatz von dieser ab mit der Vorstellung, „dass gewisse alte Beziehungskonten, die weder durch selbstreflektierte Analyse noch durch Übertragung oder Einsicht beglichen werden können, sich schließlich durch zwischenmenschliche Initiative und korrigierende Handlung, oft in einem drei Generationen umfassenden Kontext, bereinigen lassen“ (S. 120). Und: „Unsere Beziehungstheorie bemüht sich, jenes im eigentlichen Sinne menschliche Gebiet zu definieren, in dem nicht so sehr die Kriterien funktionaler Leistungsfähigkeit, sondern vielmehr das innere Gleichgewicht zwischen verborgenen Loyalitätsbindungen und Ausbeutungen die 'Realität' ausmachen“ (S. 63f.).

Während sich die Loyalitätsbindungen als Strukturmerkmale ansehen lassen, basierend auf den „totalen sozialen Tatsachen“ (Mauss) des Tausches, so verweist der Begriff der Ausbeutung schon auf das Feld der Kosten-Nutzen-Maximierung. Damit ist genau jene gesellschaftliche Entwicklungslinie angesprochen, die in unterschiedlicher Form von den Gründungsvätern der Soziologie betont wird, die zunehmende Rationalisierung und Säkularisierung des Lebens in allen seinen Bereichen. Bleibt die Familie, jene „urwüchsige Gemeinschaftsbeziehung“ (Weber 1964, Bd. 1, S. 275ff.), von diesem Wandel ausgespart, oder ist sie in besonderem Maße davon bedroht? Oder ergeben sich neue Formen des familiären Tausches zwischen den Generationen und Geschlechtern? /210/

4. Generationenbeziehungen

Die Abfolge von Generationen durch Geburt und Sterben und eine in dieser Abfolge stattfindende Weitergabe von Kultur sichert einerseits Kontinuität, ist aber zugleich Motor des sozialen Wandels, der ohne eine solche Abfolge, in der Altes vergeht und Neues entsteht, überhaupt nicht denkbar wäre. Darauf hatte der Soziologe Karl Mannheim schon 1928 aufmerksam gemacht (Mannheim 1964). In der Familiensoziologie wurde jedoch über lange Zeit das Elternpaar als Zentrum der „Gattenfamilie“ angesehen, die sich aus der frühneuzeitlichen mehrgenerationalen Großfamilie entwickelt habe. Diese Mehrgenerationenfamilie über zum Teil vier Generationen ist aber, im Kontrast zu romantisierenden Bildern über die Vergangenheit, als Massenerscheinung aufgrund des gestiegenen Lebensalters ein typisch modernes Phänomen. Dies wird umso deutlicher, je mehr man sich vom Bild der „strukturell isolierten Kleinfamilie“ (Parsons) verabschiedete und auf die tatsächliche Vernetzung von Familienteilen bzw. -haushalten auch über weite räumliche Entfernungen hinweg achtete (Bien 1994, Lüscher 1993). Für Kinder sind aufgrund des demographischen Wandels die Chancen enorm gestiegen, alle ihre Großeltern kennenzulernen, und diese werden, zum Teil über Jahre, zu wichtigen Bezugspersonen. Im mikrosozialen Bereich verweist der Begriff „Generation“ auf „eine 'soziale Logik' des Verhältnisses zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Altersgruppen“ (Lüscher 1993, S. 18). Innerhalb dieser „Logik“ verändert sich im Laufe des Lebens mehrfach die jeweilige Position. Dies impliziert gleichsam eine ganze Kette von Generationen im Fluss der (Lebens)Zeit. Diese Kette ist einerseits gekennzeichnet von Konflikten und Kampf um Ressourcen, andererseits von der Weitergabe des „Erbes“ im umfassenden Sinne und seiner Nutzung und Bewahrung durch die nachkommende Generation. Vererbt wird Biologisches und Gesellschaftliches gleichermaßen, und zwar in der Asymmetrie einer Beziehung

zwischen Jüngeren und Älteren. Generationenbeziehungen bezeichnen also sowohl die Einordnung in eine Entwicklungslinie wie auch Zugehörigkeiten. In der Familie entsprechen der Zugehörigkeit zu Generationen soziale Rollen, die Verhältnisse zwischen Personen festlegen und in diesem Netz von Beziehungen die Entwicklung persönlicher Identität ermöglichen.

Die grundsätzliche und nicht auflösbare Asymmetrie der Generationenbeziehungen beruht auf der Notwendigkeit der Versorgung der /211/ nachwachsenden Generation und der späteren Pflege der Alten, beides Aufgaben, die in jeder Gesellschaft gelöst werden müssen. Beschränkt man sich bei der Untersuchung von Austauschprozessen, bzw. von Geben und Nehmen, auf nur zwei Generationen, wird aufgrund dieser Asymmetrie ein Ausgleich nur in Ausnahmen möglich sein. Betrachtet werden muss daher mindestens ein gesamter Lebenszyklus, wie er idealtypisch in der Dreigenerationenfamilie von Kindern, Eltern und Großeltern repräsentiert ist. Aufgrund der Unumkehrbarkeit von „vererbender“ und „erbender“ Generation sprach Mauss von einer „indirekt alternierenden Reziprozität“ (zit. n. Schultheis 1993, S. 421). Das Motto für diesen Austausch lautete nach Mauss: „Was der Vater für uns getan hat, können wir dem eigenen Sohn tun“ (ebd.).

Weitergegeben werden materielles, kulturelles und soziales Kapital (Bourdieu) in Form von Besitz, Bildung und sozialen Beziehungen. Vor allem durch den materiellen Austausch über die Generationen wird Familie zu einem zentralen Transmissionsriemen sozialer Ungleichheiten. Dies gilt in der Bundesrepublik heute in besonderem Maße, da es einen immensen, von der Nachkriegsgeneration erwirtschafteten Besitz weiterzugeben gilt. Wesentlich ist, dass diese Weitergabe mit Gefühlen verbunden ist, d.h. materieller Haushalt und „Gefühlshaushalt“ stehen in Wechselwirkung miteinander und der Umgang mit dem Erbe lässt sich als Spiegel nehmen für die Qualität und die Natur der Beziehungen in der Familie. Was üblicherweise als Intimisierung der Eltern-Kind Beziehung bezeichnet wird, findet in diesen Prozessen eine materielle Entsprechung.

Über den Umgang mit dem Erbe lässt sich ein weiteres Element im Strukturwandel der Generationenbeziehungen verdeutlichen (Sieder 1987). Das egalitäre Erbrecht, das allen Erben ein Pflichtteil zubilligt und damit eher der Logik der individualisierten Markgesellschaft entspricht, wurde erst durch sozialstaatlichen Eingriff geschaffen (Schultheis 1993). Es verwandelte den „Familienegoismus“ der traditionellen Erbregelungen in ein individualistisch-egalitäres Modell. Die Verechtlichung familiärer Beziehungen umfasste neben dem Erbrecht auch Namens- und Staatsbürgerrecht. Erst in diesem Modell setzten sich Gerechtigkeits- und Reziprozitätsnormen durch, was eine zunehmende Aufrechnung der gegenseitigen Leistungen bedeutete, und sich mit der elterlichen Norm verband, alle Kinder in gleicher Weise zu lieben (de Singly 1993). Beschreiben lässt sich dieser Wandel als Übergang von einer gruppenorientierten (familienegoistischen) Gesellschaft, die durch Verpflichtungsnormen geprägt ist, zu einer an Individuen orientierten /212/ Gesellschaft, die durch Vertragsnormen charakterisiert ist (Trommsdorf 1993, Schultheis 1993).

Der materielle Klebstoff ist wesentlich mit dafür verantwortlich, dass die Netzwerke von Beziehungen zwischen den Generationen erstaunlich stabil sind (Bien 1994) und häufig sogar die Funktion zu erfüllen scheinen, die turbulenten Veränderungen in den Geschlechterbeziehungen zumindest teilweise auszugleichen. Diese Familienzentriertheit zeigt sich heute vor allem bei Hilfeleistungen im Krisenfall, d.h. bei Trennung, Scheidung, Krankheit, Unfall und Tod, und wenn es um Geld oder alltägliche Dienstleistungen geht, während der Freundeskreis stärker bei persönlichen Problemen und Lebensentscheidungen zu Rate gezogen wird (Walter 1993, S. 338). Dies bedeutet aber gleichfalls, dass die Instabilität der Geschlechterbeziehungen gegenläufig wirken zu den nötigen Ablöseprozessen vom Elternhaus, bzw. diese in Krisenzeiten sogar rückgängig machen können, wenn sich z.B. im Falle von Trennungen und Scheidungen junge Mütter mit kleinen Kindern an ihre eigenen Mütter wenden (müssen), um die Kosten der Trennung einigermaßen auszubalancieren. In Trennungs- und Sukzessivfamilien kommt es zudem zu komplizierten Verwandtschaftsbeziehungen durch die Vermehrung von „Vätern“ und „Müttern“, von „Großvätern“ und „Großmüttern“, manchmal auch zu einer Auflösung eindeutiger altersmäßiger Generationszugehörigkeiten, wodurch den Kindern nicht nur die äußere, sondern auch die innere Orientierung erschwert wird. Anzunehmen ist, dass die Balance zwischen Ablösung und Bindung störungsanfälliger wird und der ambivalente Charakter von Generationenbeziehungen

gen (Lüscher, Pillemer 1996) in stärkerem Maße als bisher emotional aufgeladen wird, gerade weil die Optionen für Autonomie für alle Beteiligten zugenommen haben.

Dies zeigt sich z.B. daran, dass der Auszug aus dem Elternhaus heute zwar in der Regel früher erfolgt, gleichzeitig aber weniger definitiv ist. So reicht die Asymmetrie zwischen Eltern und Kindern aufgrund einer verlängerten Orientierungs- und Ausbildungszeit der Kinder manchmal bis ins vierte Lebensjahrzehnt der „Postadoleszenz“ hinein, während z.B. in einer bäuerlichen Gesellschaft diese Asymmetrie schon im zweiten Lebensjahrzehnt der Kinder abgebaut und durch Mitarbeit z.B. auf dem elterlichen Hof gemindert wurde. Während daher in traditionellen Gesellschaften ebenso wie in den europäischen Ländern noch in der Zeit um die Jahrhundertwende die Kinder einen ökonomischen Wert für die Eltern darstellten, für deren Altersversorgung sie sorgen mussten, so dreht sich dieses (Austausch-)Verhältnis in sozialstaatlich /213/ organisierten modernen Gesellschaften um. Die Kinder sind vor allem ein Kostenfaktor und es entsteht die Gefahr, dass sich ihr „Schuldenkonto“ vergrößert, während sich ihre Möglichkeiten des Ausgleichs verringern.

Verändert hat sich dadurch auch die Situation der Alten. Durch einen institutionell geregelten „Generationenvertrag“ ist die Grundversorgung von alten Menschen an Organisationen wie Rententräger und Krankenversicherungen übertragen worden. Soziale Sicherungen treten an die Stelle von verwandtschaftlichen Solidaritäten bzw. ergänzen diese. Die größere wirtschaftliche Unabhängigkeit der alten Eltern von ihren Kindern lässt die Bedeutung emotionaler Bindungen gerade für die Eltern eher zunehmen, zumal die Attraktivität in der Kommunikation mit steigendem Lebensalter eher sinkt (Bien 1994, S. 194). D.h. die Alten bieten das Erbe im Austausch gegen Dienstleistungen und Kommunikation.

Eine Schlüsselrolle in der Gestaltung der Generationsbeziehungen spielen die Frauen. Während die Männer stärker bei finanziellen Transaktionen beteiligt sind, dominieren die Frauen bzw. investieren mehr in allen anderen Bereich, bei der Betreuung von Kindern und Alten ebenso wie bei der innerfamiliären Kommunikation, was sich zumindest innerfamiliär durch eine bessere Eingebundenheit ausahlt. Außerfamiliär geht diese Rechnung aber schon lange nicht mehr auf.

5. Geschlechterbeziehungen

Der indirekt alternierenden Reziprozität der Generationenbeziehungen steht die direkte Reziprozität der Geschlechterbeziehungen gegenüber. Sie basiert traditionell auf der Komplementarität der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die den Männern die Produktionsfunktion im Beruf, den Frauen die Reproduktionsfunktion in der Familie zuweist. Der Wechselkurs für die innerfamiliären Austauschprozesse, für Geld und Liebe, Arbeit und Sexualität, Status und Anerkennung, Autonomie und Geborgenheit war zumindest den Rahmenbedingungen nach durch diese Arbeitsteilung festgelegt. Die zunehmende Einbeziehung der Frauen in den Produktionsprozess hat diese Arbeitsteilung und die durch sie initiierten Austauschprozesse sowohl makro- wie mikrosozial in Frage gestellt. Man kann dies als Ausdruck eines Emanzipationsprozesses der Frauen ansehen oder als einen weiteren Schritt der Rationalisierung und Durchsetzung der individualisierten /214/ Marktgesellschaft, in die nun eben auch die Frauen vollständiger einbezogen werden. Damit wäre die traditionale Grundlage der Familie, die Mauss und Levy-Strauss auch noch in den westlichen Gesellschaften wirksam sahen, in fundamentaler Weise in Frage gestellt. Denn nun müssen in Familien, und dort vor allem im Paarsystem, nicht nur alle einzelnen Bestandteile der Arbeitsteilung, sondern auch die geltenden „Wechselkurse“ zwischen diesen Bestandteilen verhandelt werden. Dies umfasst die Lohnarbeit ebenso wie die Hausarbeit, die Wahl des Wohnortes, die Kinderbetreuung und die Freizeitverteilung, das sexuelle Arrangement und den emotionalen Austausch.

So verwundert es wenig, dass das zentrale Krisenszenario in der Familie die Paarbeziehung darstellt, während zugleich die Ansprüche an Familie und Beziehung mit dem allgemeinen Zuwachs an Autonomieansprüchen und -bedürfnissen zugenommen haben. Allerdings wird es schwerer, diese Ansprüche im familiären Alltag bzw. Paar-Alltag einzulösen, zudem alternative Lebensentwürfe oder ein neuer Versuch mit einem neuen Partner nicht nur denkbar, sondern auch umsetzbar erscheinen. So werden Ehen weniger und später geschlossen, aber häufiger und früher geschieden. Kinder, das zentrale Bindemittel für eine Paarbeziehung, werden aufgeschoben oder gar nicht ins Auge gefasst. Das nor-

mative Zentrum von familiären Lebensformen weicht auf, Familie de-institutionalisiert sich und individuelle Lebensläufe werden nicht mehr so sehr wie bisher familiären Lebensläufen untergeordnet, und dies jetzt eben auch vermehrt bei Frauen. Insgesamt führt dies zu einer Ausdifferenzierung von Lebensformen und während sich der nicht-familiäre Sektor z.B. der Alleinlebenden vergrößert, lässt sich der familiäre Sektor idealtypisch nochmals in „traditionalistische“, „moderne“ und „avantgardistische“ Exposés (Schüle 1990) einteilen. Vor allem letztere zwei sind besonderen Belastungen ausgesetzt, da in ihnen der Widerspruch zwischen moderner Ideen- und Wertewelt und traditionellen, in die „Gesten des Körpers“ (Kaufmann 1994) abgesunkenen Orientierungen zum Vorschein kommt. Das Ausmaß, in dem Geben und Nehmen in solchen Beziehungen aufgerechnet werden, wird häufig erst bei einer Trennung deutlich, bei der dann offene Rechnungen über Jahre oder Jahrzehnte hinweg bis an den Anfang der Beziehung zurückverfolgt werden. Dies verdeutlicht dann, manchmal zum Erschrecken der beteiligten Akteure, in welchem Maße die Beziehung von Bilanzierungsdenken geprägt war und wie gut das Gedächtnis Schulden und Gutachten über lange Zeit gespeichert hat, um sie bei Bedarf einfordern zu können. Häufig wird nun erst sichtbar, wie sehr der /215/ individuelle Gefühlshaushalt den Veränderungen der Rahmenbedingungen hinterher gehinkt ist.

Diese Diskrepanz zwischen neuen Ideen und alten Orientierungen zeigt sich aber auch im Alltag, bei den Männern z.B. zwischen (geäußelter) Einstellung und tatsächlichem Verhalten in Fragen der geteilten Hausarbeit. Bei den Frauen kann sich dies äußern z.B. in der Diskrepanz zwischen modernen Emanzipationsansprüchen und traditionellen Status- und Versorgungsansprüchen an den Mann, oder als Diskrepanz zwischen den Anforderungen der traditionell den Frauen zugesprochenen „Fürsorge-moral“ (Gilligan) und den mehr den Individualinteressen folgenden Ansprüchen der Berufswelt. D.h. auch wenn unsere Ansprüche „modern“ sind, so sind unsere Gefühle „traditionell“ in dem Sinne, dass über sie die Verbindung zur Herkunftsfamilie und damit zu den Generationsbeziehungen geknüpft bleibt, was die Moderne in widersprüchlicher Weise mit der Tradition verknüpft. Denn diese Rückbindung hat einerseits stabilisierende Funktionen für Familie, zugleich wird dadurch die Ablöseproblematik für die nachfolgende Generation verschärft und der Raum für (unbewusste) Delegationen vergrößert. Diese Dynamik greift auch oder gerade bei einem expliziten Anspruch der „Anti-Familien-Familie“ (Buchholz 1995), alles anders zu machen als die Eltern.

Im Geschlechterkonflikt wird zudem besonders deutlich, dass Reziprozität von den Machtverhältnissen mitbestimmt wird, in denen sie eingebettet ist (König 1996a). Damit sind nicht nur sozialstrukturelle Rahmenbedingungen gemeint, sondern vor allem jene seltsame „Magie“ der Geschlechterbeziehungen, wie sie sich z.B. in der stillen Hierarchie von endogamen Heiratsregeln zeigt (Bourdieu 1993), nach der die Liebenden – sozial gesehen – unter sich bleiben. Innerhalb dieser Paar-Endogamie weisen die Männer regelhaft einen etwas höheren sozialen Status auf, sind wenigstens geringfügig älter und körperlich zumindest etwas größer. Und innerhalb der Paarbeziehung arbeitet geradezu von Geisterhand alles daran, dass sich in „freiwilliger Unwissenheit“ (Kaufmann 1994) und mit Hilfe von „Konsensfiktionen“ (Eckert 1989) der Beteiligten die alten Verhältnisse, nun mit neuen Begründungen versehen, wiederherstellen, und dies um so automatischer, sobald Kinder im Spiel sind. Komplementär zu diesem Schema angelegte Selbstschutzstrategien, die durch bewusste Absprachen Vorbeugung treffen wollen, erhöhen aufgrund der damit verbundenen Betonung von individuellen Interessen und Verringerung von „ehespezifischer Investitionen“ eben jenes Konfliktrisiko, dem sie vorbeugen wollen (Beck-Gernsheim 1996). /216/

Das Dilemma moderner Geschlechterbeziehungen lässt sich daher in der Schwierigkeit des Umgangs mit Austauschprozessen aufzeigen. Die normative Grundlage der Reziprozität in den Geschlechterbeziehungen beruht noch weitgehend auf der traditionellen Arbeitsteilung, die sich, überlässt man sie sich selber, auch entsprechend wieder herstellt. Macht man sie im Gegenzug zum Inhalt eines reflexiv gesteuerten Austauschprozesses, um den „automatischen“ Rückfall in das Alte zu verhindern, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass individuelle „Kosten-Nutzen-Rechnungen“ im Konfliktfall den Pendel zu Ungunsten des familiären Zusammenhalts ausschlagen lassen, soweit dieser, aufgrund solcher Rechnungen, überhaupt zustande kommt.

6. Bert Hellinger revisited

Bemerkungen über Rechnungen mancherlei Art finden sich auch bei Bert Hellinger, von denen sich einige als Kommentar zum Individualismus moderner Prägung lesen lassen: „Das Glück in einer Beziehung hängt ab vom Umsatz von Nehmen und Geben. Der kleine Umsatz bringt nur kleinen Gewinn. Je größer der Umsatz, desto tiefer das Glück. Das hat aber einen großen Nachteil – es bindet noch mehr. Wer Freiheit will, darf nur ganz wenig geben und nehmen und ganz wenig hin und her fließen lassen“ (Hellinger in G. Weber 1993, S. 19). Die Gegenüberstellung von Freiheit und Glück lässt sich als Beispiel für jene „antagonistische Tendenzen“ (S. 18) ansehen, die nach Hellinger das Leben in (familiären) Systemen bestimmen. Der Ausgleich von Geben und Nehmen ist als ein Sonderfall dieser allgemeinen Tendenz anzusehen.

Da Hellinger keine systematische Darstellung einer Theorie bietet, sondern bewusst die Form der Einzelfalldarstellung gewählt hat und auf bibliographische Hinweise verzichtet, müssen theoretische Parallelen oder Wurzeln erschlossen werden. Nur in Bezug auf die therapeutischen Autoren, die ihn beeinflusst haben (z.B. Berne 1992, Boszormenyi-Nagy, Spark 1972) äußert er sich in einigen Interviews. Seine Arbeit ist stark auf die sozialen Fakten von Geburt, Heirat, Trennung und Tod ausgerichtet, die er nicht auf „die Ebene von Meinung ... und von Beliebigkeit“ (Hellinger 1994, S. 515) verschoben sehen will. Er selber bezeichnet seinen Ansatz als „phänomenologische Psychotherapie“ (S. 522) und sich als jemanden, „der Wirklichkeiten ans Licht bringt“ (S. 516). Den Therapeuten beschreibt er, angelehnt an die Arbeiten von /217/ Carlos Castaneda (1973) als einen „Krieger“ (S. 349), der sich mit offenem Blick auch dem „Entsetzlichen“ stellt. Von Castaneda beeinflusst ist ebenfalls die Vorstellung der absichtslosen bzw. „reinen“ Wahrnehmung, die einen mit etwas Größerem in Verbindung setzt, den außerhalb unserer Einflussmöglichkeiten liegenden Kräften der Ordnung. Bei Castaneda bzw. seinem Lehrer Don Juan ist dies die nicht-alltägliche Wirklichkeit, der man sich zuwenden muss, um ein „Wissender“ zu werden.

Durch den Bezug auf Castaneda wird die Position deutlich, von der aus Hellinger, ganz ähnlich dem traditionellen Schamanen, seine Ansichten vertritt, nämlich von jener Grenze aus, die alltägliche von nicht-alltäglicher Wirklichkeit, bzw. soziale von (über)natürlicher Ordnung trennt (Duerr 1978). Das Wissen, das zu dieser Position hinführt bzw. dort erlangt werden kann, ist vom Wesen her nicht-reflexiv, da es sich als Sprachrohr dieser höheren Ordnung versteht. In der Auseinandersetzung mit Hellinger ist es daher wichtig, diese spezielle Form des Wissens von ihrem Inhalt zu unterscheiden. Dieser deckt sich in vielem mit den ausgeführten Inhalten der Soziologie, bzw. synthetisiert diese (vgl. z.B. auch Georg Simmel (1858-1918) über Dankbarkeit, Geben und Nehmen, Ders. 1968). Die Form aber, in der diese Inhalte bei Hellinger dargeboten werden, verbietet es, an ihnen zu rütteln oder sie diskursiv in Frage zu stellen (zur Kritik vgl. Simon, Retzer 1995). Umso ungestörter verbinden sie sich mit den Mechanismen des Marktes, wie das in den letzten Jahren in Massenveranstaltungen und einer medialen Aufbereitung in Büchern, Ton- und Videos, usw. der Fall ist.

Inhaltlich lassen sich Hellingers Einsichten in die Dynamik familiärer Systeme als Austauschtheorie bezeichnen, die sowohl normative Strukturen (Ordnung), wie auch individualistisches Kosten-Nutzen-Denken (Umsatz) berücksichtigt. Gekoppelt ist dies mit einem (anthropologischem) Verständnis von Familie als Primärgruppe, die durch Bindung und Zugehörigkeit zusammengehalten wird. Sie ist in diesem Sinne eine (erstaunlich) eng an Erkenntnisse der soziologischen Anthropologie (Claessens 1980) und der (Familien)Soziologie angekoppelte „Theorie“. Transportiert wird die Bindung an die (Familien)Gruppe durch die „Ordnung“ und das „Gewissen“, das an die Wertewelt der eigenen Gruppe bindet und diese zugleich von anderen Gruppen abgrenzt. „Jede Weiterentwicklung kann nur dadurch geschehen, dass einer auch in eine andere Gruppe hineingeht und dort Gewissen ganz anders erlebt“ (Hellinger in G. Weber 1993, S. 44).

Im Zentrum seiner Überlegungen stehen Aussagen zu Generationen- /218/ und Geschlechterbeziehungen mit einer Tendenz, den Generationenbeziehungen den Vorrang zu geben, wie sich dies quasi automatisch bei einer mehrgenerationalen Sichtweise ergibt, die die Kontinuität der Familie über die Abstammung definiert, während das Paar immer wieder neu zusammenkommt und dadurch zwei Abstammungsgruppen verknüpft. Der Übergang der Generationen ist erschwert durch die antagonistischen Tendenzen der Bindung an die Herkunftsfamilie einerseits und dem Hinausdrängen aus dieser

Bindung andererseits. Denn während auf der horizontalen Ebene z.B. des Paarsystems ein Ausgleich von Geben und Nehmen möglich und notwendig ist, so ist dies im Vertikalen, d.h. zwischen Eltern und Kindern nicht möglich. Denn die Eltern geben den Kindern nicht irgendetwas, sondern das Leben selber. Und die Kinder „können dem weder etwas hinzufügen noch etwas weglassen oder etwas davon zurückweisen“ (S. 49). Und sie können es vor allem nicht umdrehen, denn „das Geben und Nehmen fließt wie die Zeit immer weiter, aber niemals zurück“ (S. 50). Geschieht dies doch, so führt dies zu Störungen der Ordnung bzw. des Systems.

Ziel der Arbeit ist der „gute Ausgleich“, der die Hinwendung zu den Eltern erfordert. Die notwendige Ablösung des Einzelnen wird durch die Anerkennung der Bindung an die Sippe als ganzer ermöglicht. Voraussetzung hierfür kann sein die Begleichung von „offenen Rechnungen“ im familiären Austauschprozess, aber vor allem das Zurücktreten von Aufträgen, die durch (unbewusste) Delegation bzw. durch Übernahme eines nicht erfolgten Ausgleiches in einer früheren Generation oder auch zwischen den Eltern zustande gekommen sind. „Die Lösung ist, es nehmen, das Leben, das Glück, die Gesundheit, ohne dafür zu zahlen. Das ist eine demütige Position. Die Position, es ausgleichen zu wollen, ist anmaßend. Derjenige maßt sich an, für etwas, das geschenkt ist, zu bezahlen“ (S. 29).

Zusammengehalten wird das System durch „das Gewissen als innerem Gleichgewichtssinn für Beziehungen“ (S. 36), d.h. durch die Idee einer normativ fundierten Reziprozität, die verinnerlicht ist und als persönliches Gewissen wie auch als Sippengewissen wirkt. Eine strukturelle Ordnung (im Sinne von Levy-Strauss und Mauss), in der der Einzelne seinen Weg sucht (im Sinne des RC-Akteurs), ist eingebunden in die Kontinuität des historischen Prozesses der Familiensippe.

Hellinger macht sich nun zum Träger dieser Ordnung, indem er auf den Preis verweist, den eine Verletzung dieser Regeln mit sich bringt. Insofern wird er damit zum Gegenpol einer Ideologie des Individualismus, wie sie nicht zuletzt durch die Psychotherapie gefördert worden /219/ ist. Zugleich ist er radikaler Vertreter bzw. Förderer der (bezogenen) Individuation (Stierlin), da durch die Anbindung an die Ordnung der Familie bzw. der Sippe als ganzer die Bindung reduziert und Raum für Neues geschaffen werden soll, denn „das Nehmen hat ... die seltsame Wirkung, dass es trennt“ (S. 65). Die Lösung aus der ersten Bindung an die Eltern führt zu neuen ausgeglicheneren und partnerschaftlichen Bindungen. „Die Bindung nimmt mit der Anzahl der Partnerschaften ab, das Glück nicht“ (S. 119). So geht der Prozess der Loslösung weiter bis zur letzten Lösung, die vom Leben selber.

Eher sperrig und abgegrenzter zu den Sichtweisen der Soziologie und (Kultur)Anthropologie sind Hellingers Vorstellungen zum Verhältnis der Geschlechter. In Kurzform: „Die Frau folgt dem Mann“, und als Ausgleich: „der Mann dient dem Weiblichen“. In den ethnologischen Kategorien der Verwandtschaft ausgedrückt heißt das: die Eheform ist patrilokal, und damit wahrscheinlich auch patrinominal und patrilinear, d.h. die Frau zieht zum Mann, nimmt seinen Namen an und ordnet sich damit seiner Abstammungslinie zu. Während dieser Teil des Austausches *konkret* ist, indem er sich auf den Mann als Person bezieht, bezieht sich der Ausgleich durch den Mann auf das Weibliche als *Prinzip*. Es handelt sich hierbei insofern um „patriarchales Denken“, so Marianne Krüll (1995) in einer Kritik an Hellinger, als es an die Komplementärtheorien des Geschlechtes aus dem 19. Jahrhundert erinnert. Zugleich tritt Hellinger damit der Verachtung des Männlichen entgegen, die heute als Kehrseite mit der sozialen Minderbewertung des Weiblichen verknüpft ist und macht sich zum selbstbewussten Anwalt einer Männlichkeit, die ihre Identität nicht auf einer Missachtung des Weiblichen aufbaut.

Hellinger als Patriarchen abzutun verdeckt zudem das dahinter stehende (therapeutische) Problem. Denn in seiner Sichtweise taucht genau jene angesprochene „Magie“ der Geschlechterbeziehungen auf, bzw. die Konsequenzen, wenn diese in ihrer Wirksamkeit nur allzu oft kollektiv verleugnete normative Basis verlassen wird, und z.B. das soziale Gefälle zwischen Mann und Frau dieser normativen Basis entgegenläuft, indem der Mann „über Stand“ heiratet (Bourdieu 1993) oder sich der Linie der Frau zuordnet, d.h. wenn gesellschaftliche Hierarchie und Geschlechterhierarchie in Widerspruch geraten. Sozialer Wandel wiederum funktioniert eben durch ein Verlassen dieser Basis, erfordert aber seinen Preis, objektiv ablesbar z.B. durch die Zunahme von Scheidungen und Formen sozialer Anomie, aber auch in der empirisch schwieriger zu erfassenden Dynamik familiärer Verstrickungen, denn /220/ durch die Diskontinuitäten des sozialen Wandels wird die Kontinuität des „indirekt reziproken Austau-

ches“ (Mauss) zwischen den Generationen unterbrochen, um dann häufig als „negativer“ Austausch in (selbst)destruktiver Form unbewusst übernommen oder weitergereicht zu werden.

Methodisch handelt es sich bei Hellingers Ansatz um einen direktiven gruppenpsychotherapeutischen Ansatz, der auch als solcher behandelt werden sollte. Die Reinszenierung der familiären Ordnung bzw. Dynamik geschieht in einer Gruppensituation, die Hellinger mit viel Gespür für rituelle Inszenierungen „wie ein Drama“ (1994, S. 508) gestaltet. Der Kern seiner praktischen Arbeit ist das Stellen von Familien (G. Weber 1993, S. 231ff., Breuer 1993). Im Unterschied zu anderen Arbeitsweisen mit solchen Skulpturen (Schweizer, Weber 1982) nutzt Hellinger diese aber nicht nur zu diagnostischen Zwecken, sondern entwickelt aus diesen Aufstellungen eine räumlich symbolisierte Lösung, in der sich die Ordnungskriterien seiner Theorie wiederfinden. Der Mann, der gewöhnlich „für die Sicherheit sorgt“ (Hellinger in G. Weber 1993, S. 240), steht rechts, dann folgt die Frau und in der Rangfolge der Geburt die Kinder. Die Aufstellung richtet sich an dieser Rangfolge aus, integriert aber viele Randbedingungen und wird so zu einer komplexen Mischung von Ordnung, Variation und Abweichung. Eine wichtige Rolle spielen neben den Großeltern bislang vom Familiensystem ausgeschlossene Personen, frühere Partner der Eltern, früh gestorbene Personen, Todgeburten und Abtreibungen.

Wie wohl bei jeder psychotherapeutischen Methode, wie abstrakt sie sich auch gibt, spielt Suggestion eine wichtige Rolle. Vor allem für jene, die dieser Methode das erste Mal begegnen, erscheint ihre Wirkung auf die Beteiligten wie Magie, denn das Ausmaß an Empathie, das die Aufgestellten zeigen, bis hin zu Körpersymptomen, ist erstaunlich. Auch Übertragungen und Gegenübertragungen mögen eine Rolle spielen. Und je mehr Hellinger seine Arbeit in den öffentlichen Raum verlagert, desto mehr ist damit zu rechnen, dass die Teilnehmer, die vielleicht auch schon inzwischen seine Bücher gelesen oder seine Videos gesehen haben, in ihrer Autoritäts- und Erlösungssehnsucht genau jene Gefühle zeigen, die die kollektive Inszenierung von ihnen erwartet.

Zieht man diese Relativierungen in Betracht, so ist aus meiner Sicht die Frage immer noch nicht beantwortet, was hier zur Wirkung kommt? Eine Antwort darauf liegt in der Möglichkeit, dass sich die strukturalen Merkmale des allgemeinen Tausches und der Reziprozität in einer räumlichen Symbolisierung reproduzieren und sich dort mit einer Art /221/ kultureller Grammatik von Sprache und Gefühlen (Levy-Strauss) verbinden, die aus dieser Struktur erwächst und kollektiv, d.h. von der jeweiligen Gruppe, aktualisiert wird.

Damit ist eine der wesentlichen Funktionen der Gruppenpsychotherapie angesprochen. In den Worten des Gruppenanalytikers Foulkes: „Der eigentliche Grund, weshalb unsere Patienten in der therapeutischen Gruppe ihre normalen Reaktionen erstarken lassen und ihre neurotischen Reaktionen korrigieren können, liegt darin, dass *sie kollektiv die eigentliche Norm, von der sie abweichen, konstituieren*“ (1992, S. 39, im Original kursiv). Dahinter steht bei Foulkes die auch in der Soziologie weit verbreitete Vorstellung, dass sich Abweichungen als Auseinandersetzungen mit den Regeln und Werten des kulturell relevanten Kontextes begreifen lassen, auf den sich diese Abweichungen beziehen. Die Reaktualisierung des normativ-strukturalen Kontextes durch die Familienaufstellung ermöglicht dem Protagonisten, seine oft noch in der kindlichen Position verharrende Stellungnahme (Adler) zu den familiären Austauschprozessen zu überprüfen und gegebenenfalls Wege zu suchen, Unbalanziertes auszugleichen.

Zugleich kann man durch die Soziologie lernen, dass, auch wenn man die Wichtigkeit von Strukturen und Normen für die Erklärung von Verhalten hoch einschätzt, diese nicht mit der empirischen Wirklichkeit zusammenfallen. Daher kommt Hellinger genau an der Stelle in die Gefahr ideologisch zu werden, wenn er die faktische Vielfalt individualisierter Lebenslagen zu apodiktisch am normativen Fundament seiner Ordnungsvorstellung misst und wenn er die unausweichliche Verknüpfung traditioneller Ordnung mit sozialen Machtverhältnissen zwar nicht aus dem Auge verliert, aber doch „der Welt zustimmt, wie sie ist, mit allem, wie es ist“ (1994, S. 523). Diese radikal realistische Haltung gerät in Schwierigkeiten, wenn es um die Beurteilung eines *widersprüchlichen* sozialen Wandels geht und die eigene Platzierung darin, d.h. wenn es darum geht reflexiv zu werden.

Dies lässt uns mit der Frage zurück, ob bzw. wie diese familiären Ordnungen durch die De-Institutionalisierung von Familie und Lebenslauf verändert werden, bzw. wie sich das Reibungsverhältnis zwischen den sichtbaren Erscheinungsweisen von familiären Lebensformen einerseits und den we-

niger gut sichtbaren, weil kollektiv repräsentierten, (unbewussten) strukturalen Grundlagen von Geben und Nehmen in Familien entwickeln wird.

/222/ Summary:

From a sociological point of view the therapeutic approach of Bert Hellinger, which connects to the contextual therapy of Boszormenyi-Nagy and has become widely known in the last years, is an exchange theory. The basic assumptions of exchange theory play a central role in the work of the ethnologists and sociologists Marcel Mauss and Claude Levy-Strauss, as well as in the micro-sociological approach of George C. Homans and rational-choice theory. Both theoretical traditions have been used in gender and generation studies. Finally Hellingers basic thoughts are interpreted on the background of the described sociological theories.

Literatur:

- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1996), Nur der Wandel ist stabil, in: Familiendynamik H.3, S. 284-304.
- Berne, Eric (1992), Was sagen Sie, nachdem Sie 'Guten Tag' gesagt haben? Psychologie des menschlichen Verhaltens, Frankfurt (New York 1972).
- Bien, Walter (1994), Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien, Opladen.
- Boszormenyi-Nagy (1977), Mann und Frau. Verdienstknoten in den Geschlechtsrollen, in: Familiendynamik H.2, S. 1-10.
- Boszormenyi-Nagy, Ivan; Spark, Geraldine M. (1981), Unsichtbare Bindungen. Die Dynamik familiärer Systeme, Stuttgart (New York 1973).
- Bourdieu, Pierre (1993), Praktische Logikformen, in: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt (Paris 1980), S. 259-467.
- Breuer, Heinz (1993), Metaphern in der systemorientierten Skriptarbeit, in: Burkhard Peter; Gunter Schmidt (Hg.), Erickson in Europa. Europäische Ansätze der Ericksonschen Hypnose und Psychotherapie, Heidelberg, S. 211-222.
- Buchholz, Michael B. (1995), Die unbewusste Familie, München.
- Burkart, Günter (1994), Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien, Stuttgart.
- Castaneda, Carlos (1973), Die Lehren des Don Juan. Ein Yaqui-Weg des Wissens, Frankfurt.
- Claessens, Dieter (1980), Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie, Frankfurt.
- Duerr, Hans Peter (1978), Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation, Frankfurt.
- Eckert, Roland (1989), Die ersten Jahre junger Ehen. Verständigung durch Illusionen, Frankfurt.
- Foulkes, Siegmund H. (1992), Gruppenanalytische Psychotherapie, München.
- Gouldner, Alvin W. (1984), Reziprozität und Autonomie, Frankfurt.
- Hellinger, Bert (1994), Ordnungen der Liebe. Ein Kurs-Buch, Heidelberg.
- Homans, George Caspar (1961), Social Behavior: Its elementary forms, New York.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994), Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion von Alltag, Konstanz.
- König, Oliver (1996a), Macht in Gruppen. Gruppendynamische Prozesse und Interventionen, München (4. Auflage Stuttgart 2007).
- Ders. (1996b), Die Rolle der Familie in der Soziologie, in: Familiendynamik H.3, S. 239-267.
- König, René (1972), Marcel Mauss, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie H.4, S. 633-657.
- Ders. (1976), Emile Durkheim. Der Soziologe als Moralist, in: Dirk Käsler (Hg.), Klassiker des soziologischen Denkens Bd. 1, S. 312-364, München.
- Krüll, Marianne (1995), „Unreflektiertes patriarchales Denken“, in: Psychologie heute H.6, S. 27.
- Lévi-Strauss, Claude (1993), Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt, zuerst 1949.
- Ders. (1974), Einleitung in das Werk von Marcel Mauss, in: Marcel Mauss, Soziologie und Anthropologie I, München, S. 7-41.

- Lüscher, Kurt; Schultheis, Franz (1993)(Hg.), Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften, Konstanz.
- Lüscher, Kurt (1993), Generationenbeziehungen. Neue Zugänge zu einem alten Thema, in: Ders., Franz Schultheis, S. 17-50.
- Lüscher, Kurt; Pillemer, Karl (1996), Die Ambivalenz familialer Generationenbeziehungen, Arbeitspapier Nr. 22 des Forschungsschwerpunktes „Gesellschaft und Familie“ an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Konstanz.
- Malinowski, Bronislaw (1984), Argonauten des westlichen Pazifik, Frankfurt, zuerst 1922.
- Mannheim, Karl (1964), Das Problem der Generationen, in: Ders., Wissenssoziologie, Berlin, S. 509-565 (zuerst 1928).
- Mauss, Marcel (1975), Die Gabe. Form und Funktion des Austausch in archaischen Gesellschaften, in: Ders. Soziologie und Anthropologie II, München, S. 11-144 (zuerst 1925).
- Nye, F. Ivan (1979), Choice, Exchange and the Family, in: Wesley R. Burr, Reuben Hill, F. Ivan Nye, Ira L. Reiss, Contemporary Theories about the Family, New York.
- Schüle, Johann August (1990), Die Geburt der Eltern. Über die Entstehung der modernen Elternposition und den Prozess ihrer Aneignung und Vermittlung, Opladen.
- Schultheis, Franz (1993), Genealogie und Moral: Familie und Staat als Faktoren der Generationenbeziehungen, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis, S. 415-434.
- Sieder, Reinhard (1987), Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt.
- Simmel, Georg (1968), Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt.
- Simon, Fritz; Stierlin, Helm (1984), Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular, Stuttgart.
- Simon, Fritz; Retzer, Arnold (1995), Das Hellinger-Phänomen, in: Psychologie Heute H.6, S. 28-31.
- de Singly, Françoise (1993), Die egalitäre oder nichtegalitäre Konzeption der elterlichen Zuneigung, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis, S. 171-184.
- Schweitzer, Jochen; Weber, Gunthard (1982), Beziehung als Metapher: Die Familienskulptur als diagnostische, therapeutische und Ausbildungstechnik, in: Familiendynamik H.7, S. 113-128.
- Treibel, Annette (1993), Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart, Opladen.
- Trommsdorff, Gisela (1993), Geschlechtsdifferenzen von Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich. Eine sozial- und entwicklungspsychologische Analyse, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis, S. 265-286.
- Walter, Wolfgang (1993), Unterstützungsnetzwerke und Generationenbeziehungen im Wohlfahrtsstaat, in: Kurt Lüscher, Franz Schultheis, S. 331-354.
- Weber, Gunthard (1993), Zweierlei Glück. Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers, Heidelberg.
- Weber, Max (1964), Wirtschaft und Gesellschaft, 2 Bde., Köln.

Autorennotiz: Dr. phil. Oliver König, Jg. 51, Studium der Soziologie, Psychologie, Pädagogik. Trainer für Gruppendynamik im Deutschen Arbeitskreis für Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik (DAGG), Supervisor (DGSv), Heilpraktiker (Psychotherapie), Weiterbildung in systemischer Therapie (IGST).

Kontakt: Weyertal 13, D 50937 Köln, Tel/Fax +49 +221- 426684
 Email: okoenig@netcologne.de, www.oliverkoenig-homepage.de

Nachbemerkung: Es handelt sich bei diesem Artikel um eine von mehreren Vorarbeiten, die in eine größere Publikation zur Arbeit mit Familienaufstellungen einmündeten (Familienwelten. Theorie und Praxis von Familienaufstellungen, Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart 2004). Siehe auch König 1996b, sowie zur Kritik Hellingers und der um ihn entstandenen Phänomene: „Die zwei Welten“. Psychotherapie zwischen Wissen und Glauben, Reflexion und Aktion, in: Oliver König, Gruppendynamik und die Professionalisierung psychosozialer Berufe, Carl Auer Verlag, Heidelberg 2007, S. 123-149 (zuerst in: Familiendynamik, H. 4, 2000, S. 504-531).